

Eine Mango für Mao

Wei Zhang

Kapitel 1

»Papa ist zu Nainai gefahren«, sagte Mama.

»Warum hat er mich nicht mitgenommen?«

»Yingying, hör mal, ich habe alle Hände voll zu tun. Dein Mittagessen ist bei Frau Zhang in der Wohnung. Sei brav, wenn du allein zu Hause bist.«

»Fährst du auch zu Nainai?«, fragte ich extralaut.

»Ich werde so schnell wie möglich wieder da sein.« Mama klang zerstreut.

»Darf ich mitkommen?«

»Nein, diesmal nicht. Du kannst ein andermal mit Papa zusammen hinfahren.«

»Mama, fährst du auch zu Nainai?«

»Ich komme schnell wieder zurück, habe ich dir doch gesagt.«

»Aber Papa und ich waren doch erst am Wochenende bei Nainai!«

»Yingying, ich muss mich jetzt auf den Weg machen.«

»Warum fährst du auch zu Nainai, Mama?«

»Ich muss jetzt wirklich los.«

Mama war eine ungeduldige Frau, worüber Papa sich oft lustig machte: »Am liebsten hättest du direkt nach dem Aufstehen schon alles erledigt.«

Für Mama war Papa eine langsame Schnecke.

Mir wurde klar, warum Papa so viel früher aufbrechen musste: Die schnellere Mama würde ihn ohnehin unterwegs überholen, und beide würden gleichzeitig bei Nainai eintreffen.

Nainai war eigentlich nicht Papas Mutter, sondern nur eine jüngere Schwester meiner echten Nainai, die aber schon lange tot war. Die neue Nainai hatte selbst auch eine Tochter und einen Sohn.

Von Tante Yun wusste ich nur, dass sie genau wie Mama ein Lehrerseminar besucht, aber nicht so viel Glück wie Mama gehabt hatte und gleich nach ihrem Abschluss zur Umerziehung aufs Land verschickt worden war.

»Du hast deine Tante Yun schon einmal getroffen, als du klein warst.« Mama machte wohl Witze! Ich war noch ein Baby gewesen – wie sollte ich mich daran erinnern?

Und Onkel hatte noch weniger Glück als seine Schwester gehabt. Trotz seines brillanten Abgangszeugnisses war er nicht zum Studium an der Hochschule zugelassen worden.

»Nur dank Papa hat er die Zimmermannsstelle in seinem Geschäftskollektiv bekommen.« Mama war echt stolz auf Papa.

Ich wusste aber selbst, dass ein Geschäftskollektiv viel weniger Ansehen genoss als eine staatliche Firma – Papas staatliche Firma.

Papa sei zwar kein echter Sohn von Nainai, aber er schulde ihr mindestens so viel Kindspietät wie Onkel, sagte Mama. Papa hatte mir zwar schon erklärt, was das hieß, aber ganz genau hatte ich es nicht verstanden. Auf jeden Fall fuhren er und ich jeden ersten Sonntag des Monats, nach dem Zahhtag also, zu Nainai und brachten ihr zehn Yuan vorbei.

Unterwegs fragte Papa mich fast jedes Mal: »Willst du eine Geschichte hören, Yingying?« Natürlich wollte ich!

»Ich war damals so alt wie du jetzt. Unsere Heimatstadt Wuhan ist durch japanische Bomber komplett zerstört worden. Wir waren auf der Flucht den Yangzi aufwärts. Die Straßen waren gerammelt voll. Es gab Flüchtlinge wie Sand am Meer.«

»In Chongqing hast du dann mit meiner echten Nainai zusammen Großvater aus den Augen verloren«, sagte ich zu Papa. Diese Geschichte hatte er mir schon oft erzählt.

»Yingying, deine neue Nainai ist auch deine echte Nainai. Ohne sie und ihren Mann wären meine Eltern und ich schon zu Beginn unserer Flucht im Yangzi ertrunken. Weißt du, in der Familie lässt man sich gegenseitig niemals im Stich.«

Ich nickte. »Blut ist dicker als Wasser«, war Papas liebstes Sprichwort. Oft sagte er auch: »Gutes soll mit Gutem vergolten werden.«

Was konnte ich dagegen einwenden? Ich sagte besser gar nichts.

Mama ermahnte uns immer: »Ihr könnt der alten Dame doch nicht nur Bargeld geben.« Darum besorgte sie jedes Mal Obst, das wir Nainai mitbringen sollten.

Früher hatte ich Mama oft auf den Markt begleitet, wo sie geschickt mit den Verkäufern verhandelte. Wenn sie den Preis tief genug heruntergehandelt hatte, trug sie stolz die vier leuchtenden Orangen in ihrem selbst gestrickten Einkaufsnetz nach Hause. Dann strahlte Papas schmales Gesicht hinter der Fensterscheibe immer wie eine frisch eingeschraubte Glühbirne. Doch seit Obst- und Gemüsemarken eingeführt worden sind, gab es nichts mehr zu verhandeln.

Letzte Woche gingen wir in den einzigen Laden in der Gegend, den staatlichen Laden an der Hauptstraße. Auf dem Verkaufstisch lagen nur ein paar Birnen.

Mama wollte doch nicht etwa Birnen für Nainai kaufen?

»Das Wort für ›Birnen‹ klingt wie das für ›verlassen‹«, hatte sie früher immer gesagt.

»Diese Früchte eignen sich nicht als Geschenk. Deine Nainai könnte auf die Idee kommen, dass wir ihr mit den Birnen wünschen, sie möge bald die Welt verlassen.«

Als Mama ihre Hand ausstreckte, wie sie es immer auf dem Markt getan hatte, um die Qualität der Birnen zu ertasten, fuhr die boshafte Verkäuferin sie an: »Na, hallo, was glauben Sie denn, wer Sie sind, dass Sie die Birnen selbst aussuchen können?«

Mamas Gesicht lief bis zu den Ohren tiefrot an, als hätte man es in einen Färbetopf getunkt.

Nachher gingen wir still mit vier Birnen heimwärts, ich sagte keinen Mucks.

Auf dem Schulhof stießen Mama und ich unerwartet auf Papa. Er hielt ein Geschenk von seiner Firma in der Hand, sein allererstes.

»Zeig mal, Papa!«

Mamas Gesicht hellte sich auf Antrieb auf. Der Anstecker war fast so groß wie eine Nudelschale. Der Hintergrund leuchtete in tiefem Pfingstrosenrot und das Gesicht des Großen Vorsitzenden Mao glänzte davor golden. Papa zeigte mir, wie sich je nach Lichteinfall die hohen Silberwogen darunter veränderten.

»So ein Stück hat einen hohen Sammlerwert«, sagte Mama glücklich.

»Darf ich den Anstecker morgen tragen, Mama? Bitte?«

»Das ist aber Papas Auszeichnung, Yingying. Die Stadt hat Papa damit für den Bau der Yangzi-Brücke ausgezeichnet.«

Die Brücke interessierte mich nicht, was ich aber nicht zugab. »Papa, darf ich den Anstecker morgen tragen, nur dieses eine Mal, wenn wir zu Nainai fahren? Ich will ihn Nainai zeigen.«

»Mal sehen, Yingying, ob Mama ihn an deinem Kleid befestigen kann. Der Anstecker ist wirklich sehr groß.«

Zum Glück fand Mama heraus, wie sie mit der Sicherheitsnadel auf der Rückseite direkt durch meine zwei Unterhemden stechen musste, damit der schwere Anstecker mir die Bluse nicht bis zum Bauchnabel herunterzog und keine sichtbaren Löcher zurückblieben.

Ich legte meine Hand behutsam auf die glatte Oberfläche. Sie fühlte sich glitschig wie Aalhaut an. Die Rillen der Wogen kitzelten an den Fingerkuppen, als ob ich über einen feinen Kamm hinwegfahren würde. Ich war ein Glückspilz!

»Fahrt doch morgen mit dem Zug zu Nainai«, schlug Mama vor. »Ich habe gestern von einer Kollegin gehört, dass morgen die Fernzüge in unserem Bahnhof den Gegenverkehr abwarten. Da erwischt ihr bestimmt einen.«

»Ja, lass uns morgen mit dem Zug fahren, Papa!«, rief ich voller Freude aus.

»Nein«, lehnte Papa die Idee sofort ab: »Morgen nehmen wir auf der Hinfahrt die Fähre und den Bus. Auf dem Rückweg können wir aber mit dem Zug fahren.«

Ich war enttäuscht, denn ich mochte Fähren überhaupt nicht – außerdem musste man Hunderte von steilen Treppen steigen, um zu den Anlegeplätzen zu kommen. Und wenn wir mit dem Bus zu Nainai fuhren, mussten wir sogar zweimal die Fähre nehmen!

Plötzlich aber fragte Mama: »Dürfen die Busse denn jetzt die Yangzi-Brücke überqueren?«

Und Papa, der während einer Bauphase als Ingenieur herangezogen worden war, nickte stolz.

Ich glaubte ihm nicht. Die Brücke war schon lange fertig, wurde aber noch immer getestet. Warum sollte ausgerechnet dann ein Bus dort fahren, wenn wir den Zug nehmen wollten?

»Wir werden sicher mit dem Zug nach Hause fahren«, versprach Papa mir wenigstens.

Am nächsten Morgen sprang ich früh aus dem Bett. Ich fragte mich, wohin Papas Riesenanker verschwunden war. Wollte er doch nicht, dass ich damit zu Nainai fuhr? Mein Blick fiel auf die vier Birnen in Mamas Einkaufsnetz auf dem Tisch. Warum brachte man Nainai ein Geschenk, das ein schlechtes Omen bedeutete? Wir könnten sie selbst ... »Yingying, die Birnen sind nicht für uns. Die sind für Nainai«, hörte ich Mama hinter mir sagen.

Ich zog meine ausgestreckte Hand zurück.

Langsam wurde Mama ungeduldig. Sie fing an, Papa zur Eile anzutreiben. »Später sind die Fähren zu voll«, sagte sie und reichte mir zugleich meine Bluse mit dem Riesenanker daran.

Mama hatte Papa in Schwung gebracht, und ich freute mich, dass er mal nicht so langsam wie eine Schnecke war.

Als wir an der Tür standen, lachte Mama wie eine Sonnenblume. Sie drückte Papa das Birnennetz in die Hand und ermahnte uns: »Passt auf, dass die Birnen nicht zerdrückt werden.« Ich hielt es weiterhin für eine schlechte Idee, Nainai Birnen zu schenken.

Warum sollten wir ihr wünschen, die Welt zu verlassen? Das war kein gutes Geschenk.

Bei der Fahrt musste ich mich voll und ganz auf meinen Anstecker konzentrieren. Es war sehr schwierig, mit so einem Riesenanstecker in den gerammelt vollen Bus und in die Fähre einzusteigen und wieder auszusteigen. Ich musste ihn die ganze Fahrt über festhalten und ununterbrochen mit den Fingern daran herumspielen.

Als wir uns der Brückenauffahrt näherten, war Papa mit einem Mal ganz aufgeregt. Es gab nichts anderes mehr auf der Welt als seine Brücke. Mich faszinierte mehr, dass ich Nainais Stelzenhaus von der Flussseite her sehen konnte.

Voller Begeisterung schrie ich: »Guck mal, Papa! Nainais Haus sieht aus wie eine große Eidechse, die auf dem Ufer liegt.« Vom Anblick bekam ich eine Gänsehaut. Die Bambusstangen wirkten zerbrechlich, und nur sie bewahrten Nainais Haus vor den messerscharfen Kanten der Klippen.

Gleich darauf forderte Papa mich auf: »Yingying, mach dich bereit. Wir steigen an der nächsten Haltestelle aus.«

Kaum hatte ich mich aus dem vollen Bus befreit, fragte Papa verwundert: »Wo ist denn dein Anstecker?«

Ich konnte es nicht fassen. Eben war er noch da gewesen! Ich heulte los, aber Papa tröstete mich nicht.

Er fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und machte sich schreckliche Sorgen, seine Firma könnte herausfinden, dass er den Anstecker verloren hatte, und ihm das als feindlichen Akt gegen den Vorsitzenden Mao auslegen.

Papa hatte sonst immer das Temperament einer Schnecke, aber wenn er einmal in Fahrt kam, war es besser, den Mund zu halten. Erst kurz bevor wir Nainais Stelzenhaus erreichten, hörte er auf zu schimpfen, und auch ich hatte mich wieder beruhigt.

Das Haus gehörte Nainai und war das schönste, das ich je gesehen hatte.

Mama aber machte es oft schlecht. »Alles hängt von diesem baufälligen Gestell ab«, sagte sie. Mama glaubte, dass wir ohne Nainais großes Haus mit den zehn Zimmern von Papas Firma schon längst eine geräumigere Wohnung zugeteilt bekommen hätten.

»So einfach ist es nicht«, entgegnete Papa ihr. »Privatbesitz ist durch die Revolution offiziell abgeschafft worden, und die Hausbesitzer sind enteignet worden. Nainais Haus ist eine Seltenheit, eine Perle im Sandhaufen.«

»Wird Nainai irgendwann auch durch die Revolution enteignet?«, fragte ich dazwischen. Aber typisch Papa! Ab diesem Zeitpunkt erwähnte er in meiner Anwesenheit Nainais Haus nicht mehr, und wann immer ich ihn später darüber ausfragen wollte, bekam ich zu hören: »Yingying, frag den Erwachsenen kein Loch in den Bauch.« Und das, obwohl er

früher genau das Gegenteil gesagt hatte: »Was ein Kind nicht versteht, muss es fragen, sonst lernt es nicht.« Und das sollte ich nun verstehen. Aber Mama verstand Papa auch oft nicht. »Dein Papa ist ein tiefer Brunnen, in dem alles, was schwer genug ist, bis auf den Grund hinabsinkt«, sagte sie. Allerdings war ich mir nicht ganz sicher, ob Mama dasselbe meinte wie ich.

Mama regte sich jedes Mal furchtbar auf, wenn sie das Gefühl bekam, dass wir nur wegen Nainai noch immer in unserer winzigen Einzimmerwohnung wohnten, die zur Primarschule Nummer zwei gehörte, an der sie unterrichtete: »Die alte Dame hat noch immer nicht kapiert, dass man mit Privatbesitz bloß ein durch das Netz geschlüpfter Fisch ist, der früher oder später auch darin zappeln wird. Und von wegen stattliches Haus mit zehn Zimmern!«, spottete Mama. Das sagte sie, weil Nainai allein die Zweizimmerwohnung im obersten Stockwerk ihres viergeschossigen Stelzenhauses bewohnte.

Nainai musste uns durch ihr Fenster gesehen haben, denn sie erwartete uns an der Tür. Was sie Papa zur Begrüßung sagte, verstand ich nicht. Hatte sie vielleicht die Birnen kommentiert?

Nainai lebte seit fast vierzig Jahren in Chongqing, aber »sie ist nie angekommen«, wie Mama behauptete. Sie sprach weiterhin Wuhan-Dialekt und unterhielt sich fast ausschließlich mit Papa und Onkel. Aber auch mit ihnen redete sie nicht viel.

Papa und ich stiegen in die Wohnung im vierten Stock hinauf, während Nainai sich in die ein Stockwerk tiefer gelegene Küche begab, um für uns Reisklöße zu holen.

In der Wohnung forderte Papa mich auf, die Birnen vorsichtig auf Nainais Esstisch zu legen. Er goss inzwischen dampfend heißes Wasser für mich aus der Thermosflasche in Nainais Emaillewaschbecken. Vor dem Essen sollte ich mir das tränenverschmierte Gesicht und die Hände waschen.

Während ich mir das Gesicht wusch, bemerkte ich auf Nainais Kommode ein mittelgroßes schwarz-weißes Bild, um das ein schwarzes Seidenband gebunden war. Das war mir noch nie aufgefallen.

»Ist das Großvater?«, fragte ich Papa.

»Mmh«, knurrte er etwas gequält.

Ich hätte ihn gern gefragt, ob das Foto schon immer auf der Kommode gestanden hatte. Genau so eins hatte ich schon einmal bei Tiantian zu Hause gesehen. Tiantian wohnte in einer Siedlung außerhalb der Mauer der Schule Nummer zwei. Wir hatten uns vor dem Tor kennengelernt, wo sie mich gefragt hatte, ob ich mit ihr Federfußball spielen wolle.

Ihr Hahn sei kürzlich geschlachtet worden, und ihre Mutter habe ihr aus den großen Hahnenfedern den Federfußball genäht. »Du darfst ihn mit mir ausprobieren!«, hatte sie vorgeschlagen. Dann hatte mich Tiantian in ihre Wohnung eingeladen, um mir noch schönere Hahnenfedern zu zeigen. An der Wand neben der Tür hatte ein großes Schwarz-Weiß-Bild gehangen. »Das ist ein Trauerfoto von meinem Großvater«, hatte sie gesagt, als ich fragte, und mir dann erzählt, dass ihr Vater jeden Tag einmal davor niederknie, damit der Großvater ihre Familie vom Himmel aus beschütze.

»Ist Großvater gestorben?«, fragte ich Papa.

Er reagierte nicht.

»Papa, ist das Großvaters Trauerfoto?«

»Nein, sag das bloß nicht, Yingying. Nainai wird sehr traurig, wenn sie das hört.«

»Lebt Großvater?«

»Yingying, du bist zu jung dafür.«

Da hörten wir Nainai die Treppe hochkommen. Papa beeilte sich, ihr dabei zu helfen, das Tablett auf den Tisch zu stellen. Er war sicher froh, nicht mehr weiter mit mir über den Tod von Großvater reden zu müssen.

Ich sollte mich neben Nainai setzen, die ihren Platz auf dem Bambussessel einnahm, Papa setzte sich uns gegenüber. Ich bemerkte, dass Nainais Sessel so hingestellt war, dass ihr Blick direkt auf das Foto fiel. Auch ich musste darauf gucken, obwohl ich das gar nicht wollte. Also schaute ich ein wenig seitwärts, während ich mein Ei und die zwei mit Sesam gefüllten Reisklöße herunterschlang.

Auf einmal standen Nainai Tränen in den schmalen Augen. In ihrem verworrenen Dialekt fing sie an, Papa zu schildern, dass sie geglaubt habe, der heftige Gewittersturm in der vergangenen Nacht würde sie mitsamt dem Haus auf den Yangzi hinunterblasen. Vor lauter Angst sei sie die ganze Nacht hindurch aufgeblieben.

Papa legte den Löffel, mit dem er die Reisklöße aß, zur Seite und umfasste Nainais feingliedrige Hände. »Ich werde nachher der Gemeinde-Parteisekretärin einen Besuch abstatten und ihr die Birnen als Geschenk überreichen.« Wenn er die Gemeinde um Hilfe ersuche, repariere diese bestimmt das beschädigte Dach des Hauses und ein Sturm könne ihm nichts mehr anhaben.

Warum wollte er ausgerechnet die Birnen, die wir Nainai gerade mitgebracht hatten, der Gemeinde-Parteisekretärin schenken? Was, wenn die verstand, dass Papa ihr wünschte, sie möge bald aus der Welt scheiden?

Erst als Papa sich mit den Birnen auf den Weg zur Gemeinde-Parteisekretärin machte, durfte ich zu Yang Lang spielen gehen. Der wohnte mit seiner Mutter zur Miete im untersten Geschoss, direkt über den Stelzen, und seine Mutter erlaubte uns, in der Wohnung Flugzeug zu spielen. Zusammen stiegen wir auf einen Hocker, stellten uns auf die Zehenspitzen und steckten die Köpfe zum Fenster hinaus. Von hier oben ließen wir unsere Papierflugzeuge in die braunen Fluten des Yangzi hinuntersegeln. Die zahlreichen Flugzeuge Chiang Kai-sheks, des Feindes des Vorsitzenden Mao, und der imperialistischen Japaner zerschellten an den scharfen Klippen. Anschließend schlug ich vor, im Treppenhaus Verstecken zu spielen. Yang Lang, der Trottel, jagte Hals über Kopf hinter mir die schwankende Wendeltreppe hinauf und hinunter, traute sich aber nie, bis zu Nainais Wohnung hinaufzusteigen. Ich konnte seine Furcht vor Nainai gut verstehen, ich verstand sie und ihren Dialekt ja auch nicht.

Seit ich von der Brücke aus Nainais Haus gesehen hatte, wünschte ich mir, den Balkon, der schief und wie an einem Faden in der Luft hing, zu erkunden. Ich würde frei im Wind flattern wie die an Bambusstangen unter dem Dachvorsprung zum Trocknen aufgehängte Wäsche.

Jetzt schlüpfte ich in Nainais Wohnung. Hier würde Yang Lang mich nie finden, und ich könnte allein auf den Balkon gehen, was mir keiner erlaubt hatte. Nainai war unten in der Küche. Einen besseren Zeitpunkt gab es nicht. Durch die verglaste Holztür sah es aus, als ob dicke Dunstschwaden in dem Balkonzimmer schwebten. Ich zögerte ein letztes Mal, als die Türklinke beim Hinunterdrücken Knackgeräusche von sich gab. Mein Herz pochte heftig.

Fürchtete Nainai, dass ihr Balkonzimmer über den Fluss wegfliegen würde, wenn es donnerte und stürmte? Wohnte sie deshalb lieber in dem Zimmer zur Straßenseite, auch wenn dort das Gerüst bei jedem Bus, der am Haus vorbeifuhr, erzitterte? Ich schlich zur Balkontür. Der Boden schwankte und quietschte so laut, als ob ich aus Versehen auf eine Maus getreten wäre. Mein Blick fiel auf einen Schrank, dessen Türen ein wenig offen standen. Ich traute meinen Augen nicht: Was für schöne Kleidungsstücke darin versteckt waren! Ich strich mit zitternden Fingern über den smaragdgrünen Samt einer Jacke, die mir zu groß vorkam für die schmalgliedrige Nainai. Und die Farbe! Ich hatte Nainai noch nie etwas anderes tragen sehen als Weiß und Schwarz. Ich streifte die Jacke vom Bügel, aber die zahlreichen Stoffknöpfe ließen sich nicht so ohne Weiteres öffnen, weshalb ich mich mit dem Kopf voran hineinzwängte.

In diesem Moment packten mich von hinten zwei Hände, sodass ich laut aufschrie.

Yang Lang war es, dieser Tölpel! Vor Wut hätte ich ihn am liebsten direkt in den Fluss hinuntergestoßen.

Jetzt hörten wir, wie Nainai mit winzigen Schritten, wie ein Käfer, die knarrende Treppe emporgestiegen kam. Stumm betrat sie das Zimmer. Ich versuchte abzuschätzen, ob sie sehr wütend auf uns war. Von ihren mit Schmetterlingen bestickten schwarzen Stoffschuhen schweifte mein Blick zur schwarz schimmernden Seidenhose und weiter hinauf zu ihrer weißen Bluse. Nainais finstere Miene wunderte mich nicht. Ihr Gesicht war so glatt wie das knitterfreie Leintuch auf ihrem Bett. Ihr Schweigen, das bedrohlich im Raum schwebte, flößte mir eine riesige Angst ein. Es war schließlich Yang Lang, der mich auf Zehenspitzen gehend aus dem Zimmer zog. Als wir hinter der Tür stehen blieben, hörten wir plötzlich, wie Nainai zu schluchzen begann. Am liebsten hätte ich den Kerl sofort auf den Kopf gehauen, aber stattdessen blieb ich vernünftig und folgte ihm zu seiner Wohnung. Dort bestand er darauf, dass er mir nur aus der Klemme hatte helfen wollen.

»Wie denn?«, brüllte ich ihn an.

Niemand dürfe das Balkonzimmer von Nainai betreten, erklärte er mir.

Ich glaubte ihm kein Wort. Woher wollte er das wissen? Nicht einmal ich wusste das.

Er schwor mir hoch und heilig, jeder im Stelzenhaus wisse das. Großvater sei aus dem Balkonzimmer verschwunden.

»Du lügst!«

»Wenn ich lüge, springe ich vom Fenster aus in den Fluss.«

Zum Glück war Papa schnell wieder da. Er sprach noch kurz mit Nainai, aber ich glaube nicht, dass sie ihm etwas von unserem Ausflug in das Balkonzimmer erzählt hat. Gut, dass sie nicht besonders gesprächig war.

Als Papa und ich uns verabschieden wollten, kam es zum üblichen Theater. Papa versuchte, Nainai einen Zehn-Yuan-Schein in die Hand zu drücken.

Sie wiederum versuchte, Papa davon abzuhalten: »Ich habe genug zum Leben«, sagte sie.

Papa beharrte: »Bitte nimm unsere gut gemeinte Geste an.«

Die beiden sahen aus, als würden sie ernsthaft miteinander streiten. Papa legte den Geldschein auf einen Schrank, damit Nainai nicht sofort darankam.

Kaum hatten Papa und ich das Haus verlassen, öffnete Nainai das Fenster und warf den Geldschein kurzerhand zu uns herunter. Wir ließen ihn liegen.

Auf dem Weg zum Bahnhof erklärte mir Papa: »Die Kindespietät ist eine alte chinesische Sitte. Konfuzius lehrte uns, dass Kinder sich für all die Mühen der Erziehung bei ihren Eltern bedanken sollen, indem sie ihnen gehorchen und ihnen so viel Liebe zurückschenken, wie sie von ihnen bekommen haben.«

Ich war noch nie Zug gefahren, und Papa freute sich, mir etwas Neues zeigen zu können. Er malte mir den ganzen Weg über die Freuden des Zugreisens aus: »Man erlebt unterwegs viel mit den anderen Reisenden. Ich habe oft tagelang mit Fremden Schach gespielt. Für Mama wäre so eine Zugfahrt bestimmt auch schön. Sie fände sicher jemanden, der sich mit ihr über einen Roman unterhält. Heute fahren wir zwar nicht so weit, aber auch wenn du nur ein oder zwei Stunden in einem Zug gesessen hast, kannst du dir vorstellen, wie es ist, wenn man die vollen vierzig Stunden bis in unsere Heimatstadt Wuhan fährt.«

Als wir am Bahnhof ankamen, verflog Papas gute Laune. »Es ist nicht einmal ein Fahrplan der vorbeifahrenden Züge ausgehängt«, brachte er lautstark seinen Ärger zum Ausdruck.

»Komm, Papa. Wir warten einfach.«

Nachdem wir eine Stunde gewartet hatten, fand Papa mit einem Mal, es reiche jetzt aber. Er wollte sich bei jemandem erkundigen, damit wir endlich entscheiden könnten, ob sich das weitere Warten überhaupt lohne. Und wir hatten Glück: Ziemlich bald kam ein Zug. Die Waggons waren halb leer.

»Papa, spielen wir jetzt Fingerknobeln?« Das war unser Lieblingsspiel, mit dem die Zeit wie im Fluge verging.

Der Zug traf im nächsten Bezirksbahnhof ein und kam mit einem Ruck zum Stillstand.

»Der hält hier höchstens zehn Minuten. Sobald wir den entgegenkommenden Zug abgewartet haben, fahren wir weiter«, sagte Papa. Er hob dabei nicht einmal den Blick von unseren Fingern.

Aber er täuschte sich. Der Zug blieb lange, sehr lange stehen, bevor er endlich weiterfuhr.

»Papa, wir fahren ja am Yangzi entlang!«, freute ich mich. »Darf ich jetzt eine Zeichnung vom Fluss machen?«

»Das ist eine gute Idee. Du kannst ein Bild für Nainai zeichnen, das wir ihr das nächste Mal mitbringen.«

Geschwind packte ich einen Papierbogen aus und die Stifte, die Papa für mich mitgenommen hatte. Für die Darstellung der Wellen versuchte ich, die gerillten Wogen

auf Papas gestohlenem Anstecker als Vorlage zu nehmen. Die langweilige Landschaft außerhalb des Fensters blendete ich aus und fügte stattdessen einige bunte Hügel hinzu, die ich reichlich mit Gemüse und Obst bepflanzte. Das Kohletransportschiff auf dem Fluss verwandelte ich in ein Gemüsetransportschiff. Ich freute mich an der Vorstellung, wie Mama mitten in das Bild hineinspazierte, ohne Gemüsemarken in der Hand, denn die brauchte sie hier wirklich nicht. Hier konnte sie sich so viel Gemüse kaufen, wie sie wollte.

Papa wachte aus seinem Nickerchen auf und fragte mich, mit dem Finger auf mein Bild deutend: »Yingying, was soll denn das sein?«

»Guck mal«, geduldig versuchte ich, ihm alles zu erklären, »sieht das Flussufer nicht genauso idyllisch aus wie in den alten Gedichten, die du mir so oft vorgetragen hast?«

Aber Papa verstand nicht: »Dein Bild zeigt überhaupt nicht das, was du wirklich siehst.« Das schien ihn enorm zu stören.

Ich war enttäuscht, denn es war schließlich seine Idee gewesen, dass ich Nainai ein Bild zeichne. Viele Sitznachbarn hatten mir dabei zugesehen und mich überschwänglich gelobt. Jetzt hielten sie trotz Papas Kritik weiter zu mir. »Das Bild vermittelt viel Behaglichkeit«, sagten sie.

Allein wurde es mir allmählich langweilig zu Hause. Als ich mich nach einem Stift und Papier umschaute, weil ich malen wollte, sah ich mein Bild noch immer an seinem Platz auf dem Schreibtisch liegen. Papa war oft vergesslich. Oder hatte er es etwa heute Morgen absichtlich zu Hause liegen lassen, weil ihm nicht gefiel, dass mein Yangzi nicht so langweilig wie ein vergilbtes altes Foto aussah?

Irgendwann kam Mama nach Hause, aber allein.

»Was machst du da, Yingying?«

»Ich male Nainais Stelzenbeinhaus. Ihr habt heute vergessen, mein Yangzi-Bild für Nainai mitzunehmen. Warum ist Papa nicht mit dir zurückgekommen, Mama?«

»Papa kommt nächste Woche nach Hause. Er ist mit Nainai zusammen weggefahren.«

»Hat denn ein Sturm Nainais Haus weggeblasen?«

»Nein, das nicht. Nainai ist nur weggefahren.«

»Wohin denn?«

»Weit weg.«

»Ist sie zu Tante Yun gefahren?«

»Hm.«

»Gehen wir sie besuchen?«

»Nicht jetzt.«

»Wann kommt sie zurück?«

»Das weiß ich nicht. Und jetzt ist Schluss, Yingying. Du hast genug gefragt, geh spielen.

Ich rufe dich, wenn ich mit dem Abendessen fertig bin.«

Ich war mir ganz sicher, dass Nainai bald zurückkehren würde.

Kapitel 2

Die Lücke, die Nainais Reise hinterließ, wurde von Großmama gefüllt. Großmama war die echte Mutter meiner Mama. Sie war eine Bäuerin, die morgens mit dem Krähen des Hahns aufstand und abends mit den Hühnern ins Bett ging. »Das machen wir Landmenschen so«, sagte sie.

Großmama war schon vorher mehrmals zu uns gezogen, hatte aber jedes Mal am Schluss aufs Land zurückgemusst, weil sie keine Wohnberechtigung in der Stadt hatte. Ihr längster Aufenthalt bei uns war der Sommer, in dem ich mit der Schule anfang.

Als ich eines Tages vom Spielen nach Hause kam, saß Großmama unter dem Banyanbaum vor unserer Tür. »Ich bin extra wegen deines ›fa mao‹ gekommen«, erklärte sie mir – dem »ersten Haarwuchstag«, so nannten wir in Chongqing den ersten Schultag.

Na ja, ich fand bald heraus, dass Großmama auch wegen Mamas Schwangerschaft gekommen war.

Es gebe noch zwei wichtige Aufgaben in ihrem Leben, sagte Großmama oft. Erstens würde sie alles für mich tun, und zweitens erwarte sie einen Enkel von Mama.

Das war eben der große Unterschied zwischen Großmama und Nainai. Bei Nainai, die ich bisher viel öfter besucht hatte, konnte ich nicht sagen, was sie sich wünschte. Nainai kam mir vor wie Nebel, Großmama hingegen so klar wie Wasser. Verschieden wie Himmel und Erde waren Nainai und Großmama.

An sich war der erste Schultag weder für mich noch für Papa und Mama ein großes Thema. Weil Mama selbst an der Schule unterrichtete, wusste ich schon lange, wie eine Schulantrittsfeier ablief. Großmama erzählte, schon mein Großvater habe früher solche Feiern veranstaltet.

»War das auf der Dreschtenne?«, fragte ich. Mir gefiel die Vorstellung, dass die Schüler zwischen den Feldern um meinen Großvater versammelt saßen.

Mama blickte gereizt zu uns herüber. Alles, was Großvaters einstige Tätigkeit als Dorflehrer betraf, erwähnte man in unserer Familie am besten gar nicht.

Papa erklärte mir später, mein Großvater habe als Dorflehrer nicht zum Proletariat, sondern zur Ausbeuterklasse gehört. Das habe auch für Mama gegolten. Mehr wollte er aber absolut nicht herausrücken. »Du bist zu jung, Yingying, dich für solche Dinge zu interessieren«, sagte er bloß.

»Großvater hat also bestimmt keine Schulwohnung zugewiesen bekommen«, stellte ich fest. Im Gegensatz zu Großvater, der sein Haus selbst hatte bauen müssen, wohnten wir in Mamas Schulwohnung, seit ich mich erinnern konnte. Der Schulhof war immer mein Spielplatz gewesen. Bis hinauf zu dem kleinen Hügel hinter dem Teich, über den verstreut viele wilde Gräber lagen, gab es auf dem Schulareal keinen Winkel, den ich nicht schon erkundet hatte. Auch deshalb übte mein erster Schultag keinen besonderen Reiz auf mich aus.

Großmama wohnte bereits drei Wochen bei uns, und es war seit Tagen über vierzig Grad heiß. Großmama und ich waren damit beschäftigt, den Vorplatz vor unserer Wohnung zu besprengen, wo wir unter dem Banyanbaum zu Abend aßen. Der Platz kühlte auch in der Abenddämmerung nicht ab, wenn wir ihn nicht rechtzeitig nass machten.

Großmama brachte mir bei, wie man mit dem Schlauch den Boden so behutsam besprühte, dass das Wasser in der Hitze nicht gleich wieder verdampfte.

Ich hatte gerade entdeckt, welchen Spaß es machte, an einem brütenden Hitzetag mit einem Wasserschlauch herumzuspritzen, als Frau Zhang, meine künftige Lehrerin, aus ihrer Wohnung zu uns herüberkam und mir mitteilte, dass ich bei der Eröffnungsfeier an meinem ersten Schultag vom Podium aus eine Rede an alle Erstklässler halten dürfe.

Großmama konnte ihren Stolz kaum verbergen. Wie eine Henne, die gerade ein Ei gelegt hat, streckte sie ihren Busen heraus. »Komm, wir hören mit dem Wasser auf«, erklärte sie. »Geh rasch zu Papa und bitte ihn, eine Rede für dich zu schreiben. Das ist jetzt viel wichtiger.«

In den folgenden Tagen schärfte sie mir unablässig ein: »Du musst deine Aufgabe besonders ernst nehmen, damit du Mama nicht vor ihren Kolleginnen blamierst.«

Wichtiger als die Rede war mir meine erste Schultasche. Mama hatte mich schon nach meiner Schulanmeldung gefragt, ob ich mir eine mit Mao-Porträt oder eine mit dem Spruch »Dem Volke dienen« wünschte. Ich musste damals nicht lange überlegen: Ich wollte am liebsten beides, das Porträt auf der Lasche und den Spruch auf der Tasche. Irgendwann zeigte sie mir eine langweilige, reizlose Tasche, auf der weder ein Porträt noch der Spruch Maos war. Mama behauptete, die Taschen mit Porträt oder Spruch würden derzeit nicht mehr geliefert, weil die dafür gebrauchte Druckfarbe für höhere Zwecke benötigt würde.

Ich schaute ihr argwöhnisch in die Augen, denn ich verdächtigte sie, dass sie nur Geld sparen wollte, um davon auf dem Schwarzmarkt Lebensmittelbezugsscheine für

Großmama zu kaufen. Dass sie das tat, wusste außer ihrer besten Freundin Frau Zhang bestimmt niemand.

Ich hatte es auch nur zufällig herausgefunden, als ich Mama eines Abends bei Frau Zhang abgeholt hatte, bei der sie sich gerade darüber beschwerte, wie viel Geld sie brauche, um die zusehends schwieriger zu beschaffenden Reismarken für Großmama auf dem Schwarzmarkt bezahlen zu können. Als ich sie später zu Hause darüber auszufragen begann, setzte sie eine ernste Miene auf. In ihrem strengen Lehrerinnenton ermahnte sie mich, das für mich zu behalten. Es handele sich um eine ernste Erwachsenenangelegenheit. Wenn ich es ausplauderte, würde ich damit Großmama kränken.

Ich wollte mich jedenfalls nicht damit zufriedengeben, dass die militärgrüne Schultasche weder ein Porträt noch einen Schriftzug des Großen Vorsitzenden trug und brach in Tränen aus. Ich hatte Papa und Großmama auf meiner Seite, und schließlich gab Mama nach und versprach, mir mit rotem Faden den Schriftzug »Dem Volke dienen« auf die Tasche zu sticken.

Am nächsten Abend beklagte Mama sich darüber, wie dürftig im Laden die Auswahl an farbiger Seide geworden sei und wie teuer die Tasche sie wegen der Stickerei zu stehen komme. Sie werde am Ende mehr kosten als eine mit Aufdruck!

Eine Woche später hatte sie die Stickerei endlich fertig, aber statt Seidenfaden hatte sie grobes Baumwollgarn verwendet. Außerdem waren die gestickten Schriftzeichen winzig. Niemand aus unserem Viertel ging mit etwas Derartigem zur Schule. Das schrie ich Mama ins Gesicht.

Doch auch Mama hielt sich nicht länger zurück: »Was für ein verwöhntes Einzelkind du doch bist! Was habe ich bloß falsch gemacht mit dir?«

Ich aber bestand darauf, an meinem ersten Schultag die alte Schultasche von Papa in die Schule zu tragen. Sie sah verwaschen aus und war nicht richtig militärgrün, sondern eher braun, aber dafür waren das Mao-Porträt und der Spruch »Dem Volke dienen« unübersehbar.

Nach kurzem Zögern gab Mama nach.

Schon Mamas Schuljahr hatte an einem 1. September begonnen. Das sei eine alte Tradition, sagte sie.

Als ich mich an dem Morgen mit der viel zu großen Tasche und einer darin klappernden Schachtel mit Stiften unserem Klassenzimmer näherte, wimmelte es vor der Tür schon

von Schülern. Frau Zhang kam nach dem zweiten Klingeln mit einem Schlüsselbund in der Hand. Sie hatte ihr Lehrerinnengesicht aufgesetzt, und wir mussten uns nach Jungen und Mädchen getrennt und nach Größe geordnet in Zweierreihen aufstellen. In der Klasse setzten wir uns der Größe nach in die Bänke, die Kleinsten zuvorderst.

Als Erstes lernten wir zu gehorchen. Solange wir im Unterricht saßen, sollten unsere Blicke auf die Lehrerin gerichtet sein. Dann zählte Frau Zhang weitere Verhaltensregeln im Schulzimmer auf, Punkt für Punkt. Plötzlich hörte ich meinen vollständigen Namen: Huang Xuanying. Diesen Namen hörte ich sonst fast nie, denn alle nannten mich bei meinen Kosenamen Yingying oder Yingzi. Ich sollte aufstehen. Sie erklärte, wann immer sie einen von uns beim Namen rufe, solle der Betreffende auf der Stelle »stramm wie eine Tanne« aufstehen. »Stramm wie eine Tanne« wiederholte sie und streckte ihren Rücken. In Chongqing hatte ich allerdings noch nie eine Tanne gesehen. Papa erklärte mir später, dass bei uns in Chongqing keine Tannen wüchsen. Dann bestimmte sie zu meiner großen Verblüffung mich zur Klassensprecherin. Endlich durfte ich mich wieder setzen. Und wen erblickte ich da aus den Augenwinkeln? Es war Großmama! Zusammen mit zahlreichen älteren Geschwistern, Großeltern und Müttern meiner Mitschüler stand sie vor dem Fenster.

Frau Zhang kam endlich auf die letzten zwei wichtigen Punkte zu sprechen: Am Nachmittag mussten wir unser Schulgeld in die Schule mitbringen. Unsere Eltern sollten selbst einschätzen, ob sie es sich leisten könnten, die fünf Yuan zu bezahlen. Bei bedürftigen Familien reichten auch drei Yuan. Und zum Schluss schärfte sie uns ein, dass die Eröffnungsfeier pünktlich um ein Uhr auf dem Schulhof stattfindet. Jeder von uns müsse unbedingt rechtzeitig in weißem Hemd und blauer Hose dort erscheinen.

Ich hob die Hand und fragte, ob ich dann meine Rede halten würde.

Frau Zhang lächelte zum ersten Mal und sagte nur: »Selbstverständlich.«

Auf dem Heimweg war Großmama ganz aus dem Häuschen vor Aufregung und begann, an den Fingern abzuzählen, wie wenige Stunden uns blieben, bis ich meine Rede halten müsse, aber gemeinsam würden wir das schon schaffen.

Um halb elf setzte sie mir das Mittagessen vor, ein Schälchen Nudeln mit einem gekochten Ei. Das Ei ließ sie über den Tisch rollen, um mir zu zeigen, wie rund und reibungslos die Rede verlaufen würde. Großmama bereitete sonst Eier nur als Rührei oder gedämpft zu, weil dann ein Ei nach der zwei- oder dreifachen Menge aussah.

»Iss schnell, Yingying, damit wir genügend Zeit haben für die Probe.«

Nach dem Essen wusch sie mir sorgfältig das Gesicht. Während sie das Geschirr abräumte, musste ich mich kurz aufs Bett legen und ein Weilchen die Augen schließen. Dann putzte sie mich richtig heraus. Mit einem nassen Tuch feuchtete sie zuerst mein Haar an, das sie als Nächstes gründlich mit ihrem altmodischen Kamm aus Rinderhorn kämmte, bevor sie es zu zwei hübschen Zöpfen flocht und die weiße Bluse holte, die Mama mir für die Feier genäht hatte.

Ich war gespannt, ob die Reissuppe wirklich gewirkt hatte. Großmama hatte meine Bluse zweimal darin getränkt, damit sie glatt und schön aussah. In den Rest der Suppe hatte sie ihre eigene weiße Bluse getaucht, die sie heute eigens wegen mir anziehen würde.

Die Reissuppe bestand aus den Reisresten des Vortags, und normalerweise hätte Großmama sie als Zwischenmahlzeit aufgespart. Am Nachmittag hätten wir sie zusammen mit einem Tellerchen eingemachtem Ingwer unter dem Banyanbaum gegessen. Wir liebten die dickflüssige Suppe, die mit dem würzig-scharfen Ingwer einfach lecker schmeckte. Wir passten immer sehr auf, dass Papa uns nicht sah, sonst verzog er das Gesicht und meinte, es lohne sich doch nicht, die paar Reiskörnchen in so viel Wasser zu schlürfen, obwohl er genau wusste, dass Großmama keine Reisbezugsscheine bekam, weil sie keine Berechtigung hatte, in der Stadt zu wohnen. Aber niemals hätte er Großmama als den »schwarzen Mund« unserer Familie bezeichnet, wie unser Nachbar es tat, und mit »schwarz« meinte er »illegal«. Dabei aß sie nur die Reissuppe auf, die wir sonst in die Latrine geschüttet hätten, und aß daher auch kein »schwarzes Getreide«, wie man die illegalen Esser oft beschuldigte. Beim Abendessen schob sie sich auch nur ein paar Stäbchen von dem Klebereis in den Mund. Dann behauptete sie immer: »Ich bin schon alt und brauche nicht mehr so viel wie du. Ich muss schließlich nicht mehr wachsen.«

Diesmal aber hatte sie ihre Reissuppe für meine Bluse aufgespart.

»Yingying!«, rief Großmama mich zu sich. Sie trug die brandneue Bluse, glänzend und steif, auf den Händen vor sich her. »Nun darfst du sie anziehen.«

»Soll ich mein Unterhemd ausziehen?« Ich wollte die schöne weiße Bluse direkt auf meiner Haut tragen.

»Nein, das geht nicht. Der Stoff wurde zweimal in Reissuppe getunkt und ist so hart, dass er deiner zarten Haut wehtun würde. Beeil dich jetzt, Yingying.«

Dann holte Großmama den Redetext, den Papa und Mama für mich geschrieben hatten, aus der Schreibtischschublade.

Eigentlich hatte Papa, der mehr Schulbildung hatte und deshalb auch besser schreiben konnte als Mama, ihn verfasst, aber als Mama den fertigen Text gelesen hatte, hatte sie ihn viel zu weitschweifig gefunden. Ich hatte still beobachtet, wie sie ein neues Blatt Papier hervorholte, auf das sie einzelne Abschnitte aus Papas Text abschrieb. Dann hatte sie mich an ihre Seite gezogen und mir ernst erklärt: »Jede Rede braucht einen realitätsbezogenen Schluss.« Auch ich würde bald lernen, Texte zu schreiben. Dabei müsse ich immer darauf achten, einen guten Schlussabsatz hinzuzufügen. Sie las mir ihren Schlussabsatz vor: »Auf unserer Welt leben drei Viertel aller Kinder in Not und Armut. Ganz besonders unsere Blutsbrüder und -schwestern in Taiwan haben zu leiden. Aber wir werden sie bald befreien!« Sie hatte mir auch noch gezeigt, wie ich mit einer Hebung des Tonfalls am Ende des Satzes der Botschaft zusätzlich Nachdruck verleihen konnte.

Zwei Wochen lang hatte Mama jeden Mittag mit mir die Rede geübt, bis ich den Text auswendig konnte. Dann verringerte sie die Häufigkeit unserer Proben auf einmal pro Woche, und schließlich wurde die Probenaufsicht an Großmama übertragen. Großmama hatte nie die Schule besucht und konnte überhaupt nicht lesen. Aber sie hatte einen Weg gefunden, mich dennoch beim Üben zu unterstützen. Sie hatte die Zeichen der Rede gezählt, und während ich sie vortrug, klopfte sie mit dem Maßstab bei jeder Silbe und zählte mit. Wenn am Schluss meines Vortrags Zeichen übrig waren, wusste sie, dass ich irgendwo einen Fehler gemacht hatte. So wurde ich allmählich immer besser.

Der Inhalt der Rede sei nicht besonders wichtig, jeder Redner sage ohnehin mehr oder weniger dasselbe, meinte Großmama. Mama schärfte mir dasselbe ein. Ich solle den Text unbedingt auswendig lernen, brauche ihn aber nicht zu verstehen. Die Bedeutung würde mich nur verwirren.

»Das Wichtigste ist«, sagte mir Großmama, »dass du lange genug auf dem Podium bleibst und nicht die Hälfte deiner Rede weglässt.«

Jetzt wollte sie unbedingt ein letztes Mal mit mir proben. Ich trug also noch einmal die Rede vor, und sie zählte dabei die Zeichen mit. Diesmal ging es schön auf. Als Nächstes sollte ich üben, auf das Podium zu steigen. Großmama faltete zuerst meinen Redetext zusammen und steckte ihn in meine Tasche. Danach schob sie einen kleinen Stuhl ans Bett, auf den ich steigen sollte. Sie setzte sich mir gegenüber an den Bettrand. Ich solle nicht zu ihr, sondern hinauf zum Mückennetz schauen, damit ich keine Angst vor dem Publikum bekäme und weniger nervös sei. Auf diesen Trick könne ich mich verlassen, behauptete sie. Ihrem Lächeln entnahm ich, dass sie mit mir zufrieden war.

Bevor ich die Wohnung verließ, rief sie mir nach: »Steh gerade und schau zur Flagge auf, wie wir es geübt haben.«

Um 12:50 Uhr standen wir vor unserem Klassenzimmer mit dem Schulhocker in der Hand bereit. Vor dem Gebäude setzte die Musik ein, und Frau Zhang forderte uns auf, hinter ihr her auf den Schulhof zu marschieren. Als Klassensprecherin und Rednerin durfte ich in der vordersten Reihe laufen. Um ein Uhr saßen wir auf dem Schulhof, wo mich die gleißende Sonne so sehr blendete, dass ich von unserem Rektor, der die Feier eröffnete, nur den Umriss seines Körpers erkennen konnte.

Feierlich verkündete er: »Kinder, die Morgensonne ist so frisch, als sei sie gerade erst aufgegangen!« Aber von einer frischen Sonne konnte wirklich keine Rede mehr sein, wir wurden von dem Glutball fast versengt. Ich hatte das Gefühl, von den Haarwurzeln bis zu den Zehen hinunter in Schweiß gebadet zu sein. Ich legte beide Hände über die Stirn, damit sie ein Sonnendach für die Augen bildeten. Dann warf ich einen Blick hinüber zu Großmama in ihrer straffen weißen Bluse. Sie saß im Schatten des großen Daches auf ihrem Bambushocker und ließ ihren riesigen Palmfächer unablässig in der Hand kreisen. Als sie mich entdeckte, schnitt sie eifrig Grimassen. Sie wollte mir signalisieren, dass ich zu unserem Rektor aufschauen sollte. Der fuchtelte mit seinen kurzen Armen herum, als könnte er uns, wie er behauptete, die Zukunft in die Luft malen. »Eine glückliche Generation seid ihr, die ihr unter der roten Fünf-Sterne-Flagge geboren wurdet und vom sozialistischen Morgentau genährt werdet.« Seine Stimme bebte vor Stolz auf unser Volk. Wir seien die erblühten Blumen unseres Mutterlandes.

Meine Hände ermüdeten allmählich, und ich ließ sie wieder sinken und blinzelte in das grelle Sonnenlicht hinein. Hinter meinen halb geschlossenen Augenlidern spannte sich ein betörender Regenbogen auf. Plötzlich gab mir jemand einen Klaps auf die Schulter. Ich riss die Augen auf. Es war Frau Zhang, die von mir verlangte, der Rede unseres Herrn Rektor mehr Respekt entgegenzubringen. Die zog sich unglaublich lange hin. Als er sie endlich unter donnerndem Beifall beendet hatte, erklang das Lied »Ich liebe Beijings Tiananmen« aus dem Lautsprecher.

Frau Zhang sagte: »Mach dich bereit. Wenn der Vizerektor deinen Namen aufruft, steigst du auf das Podium.«

Sobald ich meinen Namen hörte, warf ich Großmama von Weitem einen Blick zu. Ihre siegessichere Miene sollte mich ermutigen.

Als ich dann auf dem Podium stand, bemerkte ich, dass die Sonne dort oben noch gleißender schien als unten auf dem Platz, und versuchte vergeblich, die Flagge auszumachen, wie Großmama es mir geraten hatte. Eilends trat der Vizerektor vor mich, um das viel zu hoch eingestellte Mikrofon auf meine Körpergröße herunterzuschrauben. Jedes Mal wenn seine Hand auch nur in die Nähe des Mikrofons kam, kreischte es auf wie ein Schweinchen unter dem Messer. Ich genoss den wohltuenden Schatten, den mir sein Rücken spendete, aber leider trat er gleich wieder zur Seite. Mit einem Mal stand ich völlig allein auf dem Podium. Ich suchte verwirrt nach irgendeinem vertrauten Zeichen. Dann hallte mir auf einmal Großmamas Stimme in den Ohren: »Wenn du vor dem Mikrofon stehst, hol als Erstes den Text hervor!« Meine Hände zitterten, während ich eine Weile vergebens in meiner Tasche nach dem Redetext wühlte. Als ich ihn dann endlich hatte und ihn entfaltete, kam es mir vor, als verwandelten sich die unleserlichen Zeichen in giftige rote Ameisen. Von der Rede fiel mir nichts mehr ein. Mein Herz pochte, und die Knie musste ich zusammendrücken, damit sie nicht einknickten. Da erinnerte ich mich an Mamas Rat, den sie mir bereits beim ersten Üben gegeben hatte: »Das Blatt kann dir als Stütze dienen. Tu einfach so, als würdest du ablesen. Dann fürchtest du dich nicht vor dem Publikum.« Das stimmte. Allmählich bekam ich wieder Boden unter den Füßen, während ich das Blatt Papier als Trennwand zwischen mich und das Publikum unten auf dem Platz hielt. Aber es war leider nur so dünn wie eine Wursthaut. Nun schloss ich auch noch die Augen. Diesen Trick hatte ich früher beim Üben mit Großmama entdeckt, wenn mir der Anfang nicht mehr einfallen wollte. Schon fiel mir das erste Wort ein und dann auch der ganze erste Satz. Der Rest lief fast wie von selbst. Inzwischen fühlte ich mich beruhigt, sogar beflügelt. Als ich in den Schlussabsatz übergang, schlug ich meine Augen wieder auf. Abgesehen von meiner eigenen Stimme, die aus dem Lautsprecher seltsam weinerlich und verzerrt klang, schien völlige Stille zu herrschen. Ich holte noch einmal tief Luft für den letzten Satz. Als ich versuchte, den rechten Arm über den Kopf zu heben, wie unser Rektor es vorher getan hatte, um den Schlussworten Nachdruck zu verleihen, flog mir das Blatt mit meiner Rede aus der Hand. Während ich ihm verdattert nachschaute, hörte ich innerlich Großmamas Stimme mir zurufen: »Renn nicht weg und wein auch nicht, egal was passiert.«

»Lasst uns bald von den taiwanesischen Kindern befreit werden!«

Meine Stimme schallte bei diesem abschließenden Ausruf bis in die Hügel hinter dem Teich hinauf. Sofort breitete sich auf dem Pausenplatz Gelächter aus, Füße stampften auf den Boden, Stühle knallten gegeneinander, Gejaule hallte zu mir herauf.

Dann verstummte mit einem Mal das Geschrei. Unser Rektor war auf das Podium gestiegen. Er packte mich mit einer Hand von hinten und brachte mich statt zu meiner Lehrerin zu Mama, die die ganze Zeit bei den anderen Lehrern gestanden hatte. Erst zwei Wochen später fiel Papa ein, dass ich meine Rede in der Zwischenzeit wohl gehalten haben musste. Das war wieder typisch Papa! Wir saßen gerade auf dem Vorplatz beim Abendessen, als er mich aus heiterhellem Himmel fragte: »Yingying, ich habe gar nichts mehr von deiner Rede gehört. Erzähl doch einmal, wie es gelaufen ist.« Mama, die gerade einen Teller Wasserspinat aufzutischen wollte, verwandelte sich auf der Stelle in einen Feuerdrachen, Großmama verzog ihr Gesicht, als ob sie in eine saure Gurke gebissen hätte. Ich sagte nichts und verkroch mich blitzschnell hinter ihrem Rücken.

Dann wandte sich Großmama ihrer anderen Aufgabe zu. Mama sei schwanger, weihte sie mich ein, obwohl Mamas Bauch flach wie ein Brett war.

Ab diesem Zeitpunkt stand sie jeden Morgen sogar noch vor dem Krähen des Hahns auf, weil sie Mama jegliche Hausarbeit ersparen wollte. Abends war sie deshalb sehr müde. Als ich ihr das Waschbecken aus Emaille mit heißem Wasser vor die Füße stellte, sagte sie einmal mit schlaftrunkenem Blick zu mir: »Yingying, ich bin wirklich ganz sicher, dass Mama dir diesmal einen Bruder schenken wird.« Dann fing sie wieder damit an, dass ich ihre Lieblingsenkelin sei. Sie könne sich keine anhänglichere Enkeltochter als mich vorstellen. Dennoch seien bei meiner Geburt alle enttäuscht gewesen. Alle in der Familie hätten sich auf einen Knaben gefreut. »Wärest schon du ein Sohn geworden, wäre Mama heute alle Sorgen los. Jetzt muss die Ärmste sich umso mehr Mühe geben, einen Jungen zu bekommen. Aber sie wird das schon schaffen.«

Bei Großmamas letztem Besuch nach der Herbsternste hatte sie uns einen großen Sack voll Bohnen mitgebracht. Wir hatten uns eine ganze Weile nicht gesehen. »Aber das macht doch nichts«, hatte sie gelacht und mich in ihre fülligen Arme geschlossen.

»Deswegen werde ich meine Enkelin doch nicht verlieren. Nach deiner Geburt habe ich dich jeden Abend auf meinen Armen in den Schlaf gewiegt. O je, deine Geburt, was für eine Überraschung! Ich war gerade auf dem Acker beim Pflügen, als einer von der Produktionsgruppe zu mir geeilt kam: Es sei ein Telegramm gekommen, dass du geboren worden seist. Ich fragte nicht einmal, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war, sondern rannte sofort nach Hause, um die für die Geburt aufgesparten Eier in den Korb zu packen. Dann machte ich mich zu Fuß auf den Weg in die Stadt.« Sie sei anschließend

bis zur Feier meines hundertsten Lebensstages bei uns geblieben. »Deshalb brauche ich auch nicht zu befürchten, dass du mich vergessen wirst. Ich habe dich aufgezogen. Das kann uns niemand nehmen.«

Großmama erzählte mir darauf, dass mich Papa und Mama nach meiner Hunderttagefeier mitgenommen hätten, als sie sie nach Hause begleiteten. Mit meinen hundert Tagen sei ich endlich stark genug gewesen, um die Reise zu verkraften, vor allem aber habe Mama ihr Baby in ihrem Heimatdorf herumzeigen wollen.

Bei meinem ersten und letzten Besuch im Dorf von Großmama war ich also gerade einmal hundert Tage alt gewesen. So lange war das schon her!

Ich als ihr erstes Enkelkind sei zwar kein stolzer Stammhalter geworden, dennoch habe sie beschlossen, für mich ein fröhliches Fest auf der Hausterrasse zu feiern. Zu ihrer großen Enttäuschung aber seien Papa und ich am nächsten Morgen mit so hohem Fieber aufgewacht, dass sie die Pläne für das Fest habe aufgeben müssen. Mama habe sich unglaublich aufgeregt und dem rückständigen Leben auf dem Bauernhof die Schuld daran gegeben, dass wir krank geworden waren. Das sei allerdings völlig falsch: Papa und ich hätten uns nur noch nicht eingewöhnt, das sei alles gewesen. Schließlich atme so ein Lehmhaus und biete außerdem viel mehr Platz als unser städtischer »Vogelkäfig« mit seinen nicht ganz fünfzehn Quadratmetern. Die Lehmwände hielten im Winter die Wärme und im Sommer die Kühle, das genaue Gegenteil von unserem Ziegelkasten. Da Großmama großen Wert auf die Feststellung legte, dass sie nur deshalb jetzt zu uns in die Stadt gekommen war, weil die Geburt meines jüngeren Bruders bevorstand, nahm ich an, dass sie wieder bis zur Hunderttagefeier bei uns bleiben und danach aufs Land in ihr Lehmhaus zurückkehren würde. Dann hörte ich Papa, wie er nach dem Abendessen zu Mama sagte, er werde bei ihrer Schule ein Gesuch stellen, um hinter der Küche ein zusätzliches Zimmer anbauen zu dürfen, weil nun bei uns drei Generationen unter einem Dach lebten und wir mit dem Neugeborenen doch zu fünft wären. Damit erfüllten wir die Kriterien für ein weiteres Zimmer.

Ich fragte sofort, ob also Großmama fortan immer bei uns wohnen werde.

Er sagte nur: »Großmamas Felder auf dem Dorf gehören ihr inzwischen nicht mehr.«

»Hat der Produktionsleiter sie beschlagnahmt?«

Papa malte eine Schlange mit seinen Füßen. Wortreich versuchte er mir zu erklären, dass solche Dinge auf dem Land etwas anders seien.

Ich verstand ganz und gar nicht, was er damit andeuten wollte, und vermutete, dass es sich wieder einmal um eine »Erwachsenenangelegenheit« handelte, von der ich nichts wissen durfte.

Später erzählte mir Großmama, der Produktionsleiter habe ständig versucht, sie dazu zu überreden, das Dorf zu verlassen. Der Kerl habe es auf ihren Anteil am Getreide der Kommune abgesehen. Schon vor der großen Hungersnot habe sie ihn im Verdacht gehabt, sich ihre Gemüsebeete unter den Nagel reißen zu wollen. Danach sei es für ihn umso einfacher gewesen, da er seit der Einführung der Kommune allein bestimmte, welcher Privatbesitz an die Produktionseinheit übergang.

»Auch das Haus, das Großvater gebaut hat?« Mich interessierte Großmamas Lehmhaus mehr als ihre kleinen Gemüsebeete.

»Ja, er behauptet, das Haus sei für mich allein zu groß. Er ist mit seiner Familie einfach bei mir zu Hause eingezogen, und ich sollte zusammen mit einer anderen Familie dafür in sein kleines Haus einziehen.«

Doch Papa behauptete, Großmama stehe unter einem Glücksstern. Wenn sie eine Handvoll Salz herunterschlucke, werde es ihr nicht einmal übel davon, Nainai hingegen müsse sich wegen eines einzigen Körnchens schon übergeben. Nainai habe wegen des Stelzenhauses ihren Mann verloren, meine Tante Yun habe die Stadt verlassen und in ein abgelegenes Dorf umziehen müssen, und Onkel sei nicht an die Hochschule zugelassen worden. Papa wollte gar nicht mehr aufhören zu erläutern, dass Großmama in seinen Augen recht gut davongekommen war. Auch ihr Mann sei Lehrer gewesen. Ein Dorflehrer hätte eigentlich als mindestens so ausbeuterisch gelten müssen wie ein Geschäftsmann, also der Mann von Nainai. Aber er sei kurz vor der Landreform, Anfang der Fünfzigerjahre, gestorben, und damals sei die politische Linie, was Ausbeuter und Klassenfeinde angehe, noch nicht so streng gewesen. Weil er gestorben sei, bevor die neue Politik eingeführt wurde, seien Mama und Großmama dem Proletariat zugerechnet worden. Insofern sei der frühe Tod meines Großvaters für Mama und Großmama Glück im Unglück gewesen.

Ich war völlig verblüfft, was Papa wie in einem Atemzug alles vor mir ausgebreitet hatte. Dies sei die Eigenschaft eines tiefen Brunnens, sagte Mama oft: Wenn er einmal zu fließen beginne, höre er nicht mehr auf.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man Mama nicht am Lehrerseminar hätte zulassen können oder dass man sie zwar die Schule hätte besuchen lassen, aber nach dem

Abschluss zu Großmama aufs Land zurückgeschickt hätte. Wie wäre das denn dann für unsere Familie gewesen? Papa und ich hätten Mama vermutlich gar nicht kennengelernt. Dass Großmama nun bei uns lebte, gefiel mir gut. Es störte mich ganz und gar nicht, mein schmales Bett mit ihr zu teilen. Am liebsten kuschelte ich mich unter der Decke in ihre Arme. Ich legte meine Hand auf ihre Brust, die pflaumenweich war, und die Wärme wanderte durch meine Finger über die Arme in meinen Körper, während ich allmählich in den Schlummer hinüberglitt.

Wegen des Mangels an Klassenzimmern hatten wir eine Woche lang nur am Morgen Unterricht, die nächste Woche nur am Nachmittag. Wenn ich mittags vom Spielen nach Hause kam, war ich unsäglich froh, dass Großmama auf dem Vorplatz unter dem Banyanbaum saß und eine Schale Nudelsuppe für mich bereithielt. Früher hatte ich mit dem Essen auf Mama warten müssen, die erst nach Hause kam, nachdem die letzte Glocke in der Schule geläutet hatte. Dann erst hatte sie zu kochen begonnen. Mama war zwar eine flinke Köchin, aber weil sie zuerst mit Zeitung und Kohlebriketts anfeuern musste, hatte ihre Mittagspause kaum dafür ausgereicht. Mit Großmama konnte ich einfach in den Tag hinein leben. Wenn Mama nach dem Frühstück aus der Wohnung hastete und ich in der Woche erst am Nachmittag Schule hatte, holte Großmama unsere Bambushocker hervor und trug sie ganz gemächlich nach draußen auf den Vorplatz unter den Banyanbaum. Ich musste nur meinen Hocker dicht neben den ihren stellen und konnte meinen Kopf in ihren Schoß legen.

Eine Sache allerdings nervte wirklich: Seit meiner missglückten Rede sprach Großmama nur noch über Mamas Schwangerschaft und meinen Bruder, dessen Geburt wohl irgendwann nächsten Frühling bevorstand. »Wenn der Banyanbaum wieder zu blühen beginnt, bekommst du dein Brüderchen.«

Ich sagte dazu nichts, mein Brüderchen interessierte mich nicht im Geringsten. Aber Großmama ließ sich davon nicht beirren.

Sie zog ihre Haarklammer aus dem Dutt und sagte, sie wolle mir die Ohren putzen. Das mochte ich, und sie wusste das. Ich legte meinen Oberkörper wieder auf ihren Schoß und schloss die Augen. Die Morgensonne schien auf meine Stirn, ihre Haarklammer pochte sanft gegen die Ohrenwand. Das kitzelte so wie ein feiner Regen, der die Haut besprühte. Wozu brauchte ich eigentlich noch einen Bruder? Ein Baby passte in meinen Augen überhaupt nicht zum genüsslichen Ohrenputzen. Großmama hatte eine beträchtliche Menge Ohrenschmalz mit der Haarklammer herausgepult und versicherte mir, mein linkes Ohr sei jetzt wirklich ganz sauber.

»Noch einmal, bitte!«, bat ich sie. »Du musst überhaupt nicht mehr richtig putzen.«

»Nein, wenn deine Mama es herausfände, würde sie sehr wütend auf mich sein.«

Mama hatte Großmama verboten, mit der Haarklammer in meinen Ohren herumzustochern. Dadurch, sagte sie, könnten meine Ohren geschädigt werden. Aber das war nur wieder eine ihrer Fantasien. Ich hörte deutlich besser nach Großmamas Ohrenputzen. Großmama und Mama kamen mir manchmal so gegensätzlich wie Wasser und Feuer vor. Weder Papa noch ich hatten es jemals geschafft, Großmama in Wut zu versetzen. Nur zwischen Mama und Großmama kam es ständig zu Reibereien.

Dann kam Großmama doch wieder auf das Thema Schwangerschaft zurück. Onkel Xie, der Arzt und ein Freund von Papa war, habe ihr am Vortag gesagt, er könne ihr diesmal keinen Mutterkuchen beschaffen. »Vor deiner Geburt hat er mir einen großen, dicken Mutterkuchen gebracht. Daraus habe ich eine nahrhafte Brühe für Mama zubereitet.« Die Geschichte hatte Großmama schon Abertausende Male erzählt. »Mama hätte dich ohne Mutterkuchen gar nicht stillen können. Deine Ärmchen waren so prall wie Lotuswurzeln. Du warst weit und breit das pummeligste Baby. Wer weiß, wie viele Nachbarn uns dafür beneidet haben!« Sie nahm meinen Arm in die Hände und machte ein verdrießliches Gesicht. »Schau dich doch nur an, jetzt siehst du aus wie ein ausgehungertes Äffchen.« Das brachte sie auf ihr Lieblingsthema: das schwarze Perlhuhn. Das gute Huhn habe bis zu meiner Geburt fast hundert Eier gelegt. Mama habe eine große Dose Zucker zusammensparen können. »Nachher kam der Milchskandal.« Die Milch, die ohnehin von erbärmlicher Qualität gewesen sei, sei von skrupellosen Verkäufern mit Teichwasser verdünnt worden. »Viele Babys sind dadurch an Durchfall erkrankt.« Großmutter verzog ihren Mund, schüttelte den Kopf, und ihre Augen wurden dunkel und wässrig. »Du hast zum Glück die Hungersnot nicht erlebt. Einer aus meiner Produktionsgruppe, das kannst du dir nicht vorstellen, wie dünn der war, bis auf die Knochen abgemagert, so lag er auf dem Totenbett, die Haut dünn und halb durchsichtig wie getrocknetes Ölpapier.« Und als plagte sie nach zehn Jahren noch immer derselbe Kummer wie damals: »Wie sollen wir nur deinen Bruder ernähren?«

Als unsere Gemeinde-Parteisekretärin, Frau Deng, an die Tür klopfte, kamen neue Sorgen auf Großmama zu. Frau Deng fragte zuerst nach Mama, aber als wir sagten, dass sie noch in der Schule sei, suchte sie das Gespräch mit Großmama: Sie erwarte, dass Großmama die Gemeindepolitik begreife, Kooperation und auch Verständnis für das Prinzip zeige, dass jeder in der Gemeinde eine gültige Aufenthaltserlaubnis besitzen müsse.

Die arme Großmama zitterte an allen Gliedern. Sie befürchtete, dass Frau Deng sie aufs Land zurückschicken könnte, bevor sie meinen Bruder in den Armen halten würde. Als Frau Deng wieder gegangen war, fing Großmama richtig an zu jammern: Sie habe alles durchschaut, es gehe hierbei gar nicht um Politik, Frau Deng setze nur deshalb bei ihr an, weil sie besonders verletzlich sei. Wäre sie doch damals nach meiner Hunderttagefeier bei uns geblieben, dann hätte sie inzwischen schon eine städtische Wohnbescheinigung, die auch zum Erhalt von Lebensmittelbezugsscheinen berechtigen würde. Aber damals habe sie das Landleben so sehr vermisst. Wer habe denn gewusst, dass die städtische Wohnbescheinigung nachträglich so schwer zu beschaffen sein würde. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. Dann sprach sie wieder davon, wie paradiesisch es auf dem Land gewesen sei: Vor der Befreiung von 1949 habe sie mit meinem Großvater noch ein geräumiges Lehmhaus bauen können. Das Essen, das auf ihren Tisch gekommen sei, sei reichlicher gewesen als heute bei uns zu Hause. Im Vergleich zu unserem Leben hätten sie damals in Saus und Braus gelebt, und nun müsse sie nur wegen ihrer Enkelkinder Angst vor dieser Frau Deng haben.

Ich versuchte sie zu trösten und schlug ihr vor, ich könnte mit ihr aufs Land ziehen, wenn es so weit wäre. Ich fand, ich sei schon groß genug, um mich an das Landleben zu gewöhnen. Wir könnten zusammen versuchen, die verlorenen Felder wiederzubekommen.

Ich war froh, als Großmama sich wieder beruhigte, aber dann fing sie natürlich sofort wieder vom Mutterkuchen an. Sie habe damals den Mutterkuchen zusammen mit dem dunkelhäutigen Perlhuhn, zwei getrockneten Tintenfischen, einigen Dang-Gui-Wurzelstücken, einer Handvoll Goji-Beeren und ganz ohne Salz oder Gewürze in einen Tontopf gelegt. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht habe sie die Suppe auf kleiner Flamme köcheln lassen. Plötzlich brach sie in Lachen aus: Am Schluss sei sie Mama durch das ganze Haus gefolgt, weil die sich so sehr vor der Mutterkuchenbrühe geekelt habe. »Ich hatte schon damit gerechnet, dass sie sich zuerst weigern würde. Mir war es ja genauso gegangen. Ich wollte auch keinen Löffel von der Brühe probieren. Dann sagte deine Urnainai, ich solle an das Baby denken, also habe ich einfach die Augen geschlossen, während sie mir einen Löffel nach dem anderen eingeflößt hat. Mit der gleichen Methode«, erzählte sie, »hat es auch bei deiner Mama funktioniert. Am Schluss hat sie die Suppe mit dem gleichen Vergnügen gegessen wie ich damals.« Ihr Gesicht verfinsterte sich: »Diesmal liegen alle Zutaten bereit – außer dem Mutterkuchen. Das wäre wie eine Fischsuppe ohne Fisch.«

Großmama und ich, wir wussten beide, dass Mama nicht glücklich war über ihr uraltes Rezept, das wundersame Wachstumsmittel, weil es feudalistisches Gerede sei, das ihren guten Ruf als Volksschullehrerin gefährden könne. Ich fand aber, dass Mamas Befürchtung übertrieben war. Mich störten die Geschichten überhaupt nicht. Außerdem tat Großmama doch alles nur ihretwegen.

Großmama schimpfte weiter: Es seien weit über zehn Jahre vergangen seit der kommunistischen Befreiung von 1949. Die Hindernisse auf dem Weg zum blühenden Sozialismus seien längst beiseitegeräumt. »Warum aber gibt es jetzt weniger zu essen als damals?« Onkel Xie beschaffe ihr nicht einmal mehr einen Mutterkuchen. Es würden doch auch weiterhin Kinder geboren, und jeder gehe seiner Arbeit nach! Die Volksfeinde seien alle gefasst und – wie die zwei Grundbesitzer aus ihrer Kommune – geköpft worden.

Daran erinnere sie sich nur ungern, sagte sie, könne es aber auch nie mehr vergessen. Es stehe ihr alles noch vor Augen, als wäre es erst gestern geschehen. Der Zwerg sei auf einer Versammlung des Produktionsteams denunziert worden. Als alle auf der Dreschtenne gesessen hätten, habe der Produktionsleiter plötzlich verkündet, der Zwerg habe zu viel Land aus dem Volkseigentum für sich beansprucht. Weil damals aber jede Kommune den Auftrag bekommen habe, einen ausbeuterischen Grundbesitzer zu entlarven, und ihre Kommune fast doppelt so groß gewesen sei wie die benachbarte, habe sie eben zwei Grundbesitzer aburteilen müssen.

»Hattet ihr denn auch wirklich zwei Landbesitzer in eurer Kommune?«

Sie erzählte einfach weiter: Scharen von Zuschauern seien aus der ganzen Kommune herbeigeströmt. Sogar die Bäume um die Dreschtenne herum seien dicht mit Mensentrauben behangen gewesen. Auf dem Platz habe ein ohrenbetäubender Trubel geherrscht. »Vielleicht habe ich deswegen den Namen des zweiten Verurteilten, als er verkündet wurde, nicht deutlich gehört.« Aber nachher habe der Produktionsleiter die zwei Todesurteile zur öffentlichen Bekanntmachung an eine Mauer des Tempels geklebt. Es sei das Gerücht gegangen, dass der zweite Verurteilte, den sie nicht gekannt habe, tatsächlich einmal steinreich gewesen sei. »Aber den Zwerg, den kannte ich gut, der war mein Nachbar.«

An dieser Stelle wollte ich Großmama am liebsten dazu bringen, den Rest der Geschichte wegzulassen. Aber wenn sie einmal damit angefangen hatte, war sie nicht mehr zu bremsen.

Der Zwerg, sagte sie, habe an einer chronischen Rheumaerkrankung gelitten, und seine Frau habe sich mit vier kleinen Kindern nur mit größter Mühe durchgeschlagen. »Die Frau war eine Tüchtige. Als ihr kranker Mann am Schluss kaum noch arbeiten konnte, hat sie einen Pächter als Hilfe bei der Landarbeit angestellt.« Weil Pacht aber als eine Form der Ausbeutung gelte, sei der Familie daraus ein Strick gedreht worden. »Wie konnte sie vorhersehen, dass ihr Mann deswegen hingerichtet würde?«

Ich musste an Nainai denken. In unserer Familie war sie die Hausbesitzerin, konnte sie also als Volksfeindin betrachtet werden? Mir brach kalter Schweiß aus bei der Vorstellung, dass Nainai ebenfalls öffentlich hingerichtet werden könnte.

Großmama spürte, dass ich davor Angst hatte. Sie holte ihr Taschentuch hervor und bedeckte damit meinen Bauch. »Mach jetzt ein kurzes Nickerchen«, sagte sie.

Aber ich konnte nach ihren schaurigen Geschichten nicht mehr einschlafen.

»Wurden später noch mehr Leute geköpft?«, fragte ich.

»Der Wind wehte während der großen Hungersnot in die Gegenrichtung«, erwiderte Großmama. »Eines Tages fesselte man den Produktionsleiter mit einem dicken Seil und führte ihn auf die Dreschtenne.« Großmama versuchte mir zu erklären, wie die Bauern dem Produktionsleiter die Schuld für die Hungersnot in der Kommune gegeben hatten.

»Dreißig Jahre nach Westen, dreißig Jahre nach Osten.«

Ich war heimlich froh, dass Papa nicht anwesend war. Er widersprach immer Großmamas Idee, dass es einen Rhythmus von dreißig Jahren für so etwas gab. Die Hungersnot sei schließlich keine regelmäßig wiederkehrende Naturkatastrophe gewesen, sondern von den Menschen selbst verursacht. Dabei wiederholte er ein kleines Lob für Chongqing, das so günstig am Zusammenfluss der Flüsse Yangzi und Jialing liege. Die sanfte Hügellandschaft und das subtropische Klima hätten wahrhaft »elysische Gefilde« geschaffen.

Ich schaute dann zu ihm auf und sagte, dass ich ihn nicht verstehe.

Er guckte zu mir herunter und verlangte, ich solle künftig aufpassen mit dem Gerede über die Hungersnot.

Egal wie traurig Großmama war, sie war immer bereit, am Abend mit mir gemeinsam die Füße zu baden. Nur, am heißen Wasser sollten wir jetzt auch sparen. Unser Waschbecken aus Emaille hatten wir nur knapp gefüllt, sodass wir unsere Füße nicht gleichzeitig darin eintauchen konnten. Ich hob deshalb meine Füße an den

Waschschüsselrand. Großmamas winzige kegelförmige Füßchen sahen allein verloren in dem Becken aus.

Die gebundenen Füße taten ihr aber jetzt überhaupt nicht mehr weh.

»Und früher?«

Nur ganz am Anfang, als ihr die Füße von der Mutter frisch gebunden worden seien. »Ich habe jeden Abend vor Schmerz geschrien. Ich war acht, nur etwas älter als du.« Sie hob lachend ihre Lotusknospen aus dem Wasser, um sie mit meinen Füßen zu vergleichen.

»Kleine Füße«, erklärte sie mir, »sind das wichtigste Kapital einer Frau. Mit deinen Riesenflossen hättest du es damals vergessen können, jemals einen Ehemann zu finden.« Ich hörte ihr nur mit einem Ohr zu. Mir war gerade eine zündende Idee gekommen. »Hör mal, Großmama. Mama bekommt doch bei der Geburt selbst auch einen Mutterkuchen. Sie könnte doch den mit nach Hause nehmen und für die Brühe verwenden. Das wäre doch auch noch früh genug.«

Mama hatte nur das Wort »Mutterkuchen« gehört. Plötzlich stürzte sie durch die Tür herein. »Was für ein ungezogenes Mädchen du bist!«

Damit war Mama zu weit gegangen. Schließlich war Großmama es gewesen, die mich aufgezogen hatte. Sie erhob sich demonstrativ von ihrem Hocker. In dieser Welt gab es nur eine Person, die mich tadeln durfte, und das war meine Großmama.